

Die Begegnung in Dijon

von Rolf Wirz

Klein war er damals. Im ersten oder zweiten Primarschuljahr. In einer Gesamtschule mit zwei Klassen und einem Klassenzimmer für acht Schuljahre in einem kleinen Dorf, hoch oben in den Bergen. Bei Lehrer Hungerbühler, oder besser, wie sie zu sagen pflegten, bei Herrn Lehrer Hungerbühler. Ja, ein netter Mensch war dieser, der Lehrer Hungerbühler: Immer fröhlich gegenüber seinen kleinen Zöglingen. Er, Hospi, hatte ihm viel Anerkennung zu verdanken, die er anderswo nicht so schnell bekommen konnte. Es war die Zeit der Kritik von jedem der Erwachsenen frei an jedem und allem. Das hiess hier frei sein. Keiner gönnte dem andern ein überflüssiges Wort. Der Geiz hielt jede Zuneigung in seinen Krallen gefangen. Kein netter Blick war gratis zu haben. Und diese Zeit dauerte schon lange, sehr lange. Diese Zeit war frei gewachsen, doch immer noch nicht erwachsen.

Heute erzählte der Herr Lehrer seinen Zöglingen wieder einmal von den Eidgenossen. Ja, von den alten, grossen, mutigen, den stahlstarken Eidgenossen. Da war sogleich Ruhe in der Klasse. Alle Kinder hörten aufmerksam zu. Im mitschwingenden Lauschen erlauschen, das liess die Alltagssorgen vergessen. Denn die Eidgenossen gewannen immer. Sie gewannen jeden Krieg - andere Dinge gab es bei ihnen nicht. Sie, die Eidgenossen, waren ganz unbesiegbar. Auch heute noch, besonders in ihrer uns dargebotenen Geschichte. Sie waren so stark und unbesiegbar, wie niemand in der Klasse. Denn alle hier werden täglich gedemütigt, zurechtgewiesen, auskorrigiert, rechtgezupft oder auch - geschlagen. Es tat gut, einmal mit jemandem sein zu dürfen, der einem alles dies nicht sofort von neuem antun wollte. Es war so jetzt alles gut, denn es tat so wohl bei Herrn Hungebühler und seinen Eidgenossen sein zu dürfen, obwohl niemand diese je gesehen hatte. Man kannte sie nur von den gemalten Schul-Wandbildern. Und man fragte sich, wer während dieser Schlachten diese Bilder so schön hatte malen können. Man fragte sich in der Klasse, ob der Maler als Betrachter und damit als Zwangsteilnehmer an der Schlacht nicht hätte totgeschlagen werden können, denn er hatte ja die Eidgenossen von den Reihen der Gegner her gesehen gemalt. Aber natürlich konnte der Maler von den Gegnern nicht totgeschlagen werden. Denn er war ja Eidgenosse und damit unbesiegbar. Denn sonst hätte er die Eidgenossen nicht so viel schöner gemalt als alle ihre kultivierten Gegner. Nur Winkelried, so wusste man es noch, starb in der Schlacht. Weil er das so haben wollte. Er wollte Held werden. Er wurde ein Held. Alle diese Speere konnte er mit riesiger Kraft umfassen, sie in sich hineindrückend, aus Liebe zum Vaterland. Aus Liebe nicht aus Verstand. Das hatte er den andern noch gesagt. Diese sollten jetzt für seine Frau und seine Kinder sorgen. Doch was würden diese Kinder dann tun ohne Hungerbühler? Gewonnen haben sie durch ihn, den Winkelried. Das machte alles wieder gut in unserer Welt der Eidgenossen. Und wir brauchen es ihm nicht einmal alle nachzumachen. Denn schon damals war er der einzige. Wir müssen somit nicht alle auch noch Helden werden, deren Bilder dann an der Wand hängen, während sie schon vermodern. Verscharrt vermodern. Ja, diese Schlachten waren gut, denn sie machen auch die Kleinen in der Klasse heute noch stark. Stahlstark, mutig und froh!

Dann draussen in der Pause spielte die Klasse Eidgenossen. Wenn ein Burgunder kam, dann konnte man diesen nun anstupsen. Der mussten dann gleich hinfallen. Und tat er dies nicht, so fiel er später einmal überraschend umso heftiger hin. Denn die Eidgenossen waren viel zahlreicher. Sie waren die hiesigen. Dadurch waren sie stark. Als Burgunder dienten vorzugsweise zum Gefallen aller und sehr gut - die Ausländer. Diejenigen, welche nicht Freunde waren, weil sie sich die Freundschaft nicht kaufen konnten. Schon damals nannte man sie daher die Rausländer. Und schon bald blieb keiner der Rausländer mehr stehen, wenn ein Eidgenosse sich näherte. Man war daher ungemein stark, was einem das Leben ungeheuer erleichterte. Denn stark war man auch angesehen. Jemand zu sein in dieser engen Umgebung, wo alles verboten ist, was niemand vorgeschrieben hatte, das war für uns das höchste Glück. Doch eigentlich tat das dem Hospi ganz im Innern nicht so recht wohl. Ein richtiges Unwohlsein fühlte er dabei, denn er sah, dass der Hund Glemmi nicht umfiel, wenn ein Eidgenosse kam. Glemmi ging es also besser als einigen Schulkameraden. Das hatte Schmerz erzeugt in Hospis Seele.

Später erzählte ihm sein Alt-Onkel Botti einmal, bei ihm seinen früher die Zeiten noch viel übler gewesen. „Botti“ war wie „Hospi“ ein Dorfname, denn im kleinen Dorfe ergab es sich, dass fast alle miteinander verwandt waren. Sie trugen fast alle denselben Geschlechtsnamen. Diesen wiederum traf man fast nur im kleinen Dorfe an. Vielleicht noch in Amerika, denn im vorhergehenden Jahrhundert waren einige von hier dorthin ausgewandert. Doch heute hatte das Schreiben aufgehört. Denn die Nachkommen der Auswanderer verstanden die hiesige Sprache nicht mehr. Und umgekehrt verstand man hier die neue Sprache nicht, weshalb da alles so blieb wie es immer war. Botti versuchte nun dem Hospi klar zu machen, dass es früher einmal noch viel schlechter war, es daher heute viel besser sein musste. Ja, Hospi habe es heute besser als Botti früher.

So kam Botti auf Hospis Urgrossvater zu sprechen. Dieser sei damals in der Gemeinde nicht nur Kirchendiener und Solosänger in allen Gottesdiensten gewesen, sondern auch noch Lehrer. Und daneben Unterhalter bei öffentlichen und privaten Anlässen. An die Kirche hätte er sich deshalb eng anlehnen müssen, weil seine Mutter eine Konvertitin gewesen sei. Ohne Kirchennähe hätte der Urgrossvater es hier schwer gehabt. Und dann eben das Wesentliche: Dieser Urgrossvater, Landjägers Franz genannt, hätte ihm, Botti, in der Schule einmal eine zünftige Ohrfeige runter gehauen. Nur weil er, Botti, in der Klasse offen und laut gesagt habe, dass dies mit dem Willhelm Tell bloss ein Märchen sei. Ja, bloss ein Märchen. Darauf habe es geknallt. Schade, dass ihm der Urgrossvater damals noch nicht verwandt gewesen sei. Sonst hätte er die Sache andersrum geregelt. Doch er wollte keinen Krach im Dorfe haben. Denn das Dorf war dazu viel zu eng. Auch hatte es nachts schon Erschlagene gegeben, die dann am Morgen rum lagen. Keiner dieser Vorfälle sei je aufgeklärt worden. Dann lachte Botti zu Hospi verschmitzt. Seine Augen strahlten, als wolle er sagen, dass er, Hospi, ja auch glaube, dass das mit dem Tell ein Märchen gewesen sei. Bottis Ausdruck wirkte auf Hospi so eindringlich, dass dieser keine Sekunde daran zu zweifeln gewagt hatte, dass der Urgrossvater durch Bottis Augen gesehen ein Esel gewesen sein musste.

Ein grauer Esel also war der Urgrossvater, mit ganz langen Ohren, die nichts Wahres aufnehmen konnten, so dachte Hospi später. Oder vielleicht ein Kriecher, der mit niemandem Ärger wollte. Schon gar nicht mit der Obrigkeit. Und die Obrigkeit, das musste für ihn die öffentliche Meinung gewesen sein, welcher die Macht zukam, ihn

im Lehramte zu belassen oder ihn daraus zu entfernen. Jedenfalls hatte Hospi in den Jahren, als er langsam ein Jugendlicher geworden war und sich dem strengen, täglichen Zeitungsleseritual unterzogen hatte, einiges dazu gelernt - und anderes auch selbst sich ausgedacht. So schien es ihm nun gewiss, dass es vor dem Jahre dreizehnhundert bei Willhelm Tell in der Innerschweiz noch keine Äpfel gegeben haben konnte. Denn Apfelbäume kamen nach neueren Forschungen erst viel später ins Land. Auch hatte man wohl keine Äpfel importiert, denn dafür hätte es dort Geld geben müssen. Und auf so etwas Teures wie importierte Äpfel noch zu schießen, das musste auch dem armen Verwaltungslumpen von den Gnaden eines Grafen, Gessler mit Name, zu weit gegangen sein, zumal dieser Gessler damals entweder ein „von Sowieso“ und daher kein „Gessler“ gewesen sein konnte, weil es damals noch keine solchen Namen gegeben hatte. Denn bürgerlichen Geschlechtsnamen waren in jener Zeit in dieser inneren Schweiz noch unbekannt, also ausser Gebrauch. Solche Namen erfand man erst viel später, vielleicht etwa nach dreizehnhundertfünfzig. Dazu kommt noch das Allerschlimmste: Tell hat es dennoch wirklich gegeben, nur anderswo und zu einer anderen Zeit mit einem anderen Beruf. Er ist nämlich im Taufbuch von Riehen bei Basel ein paar Jahre vor achtzehnhundert vermerkt. Der wichtige Eintrag besagt, dass ein Vater Willhelm Tell, von Beruf Maurer, einen Sohn auf den Namen Walter hat taufen lassen. Schwarz auf weiss mit Tinte geschrieben – und noch reformiert protestantisch dazu. Das wusste nun auch Alt-Onkel Botti. Dieser hielt daher nichts von der Variante einer friesischen Sage. Vermutlich glaubte Botti, dass folglich der Apfelschuss gegen achtzehnhundert nördlich des Rheins, vermutlich bei der Burg Röttelen in Lörrach stattgefunden haben musste, also draussen vor der Tür in Deutschland – ach du Scheiss und Schand für unser Vaterland!

So kam es, dass Hospi bald nur noch mit Widerlichkeit auf die Begriffe „Eidgenosse“, „Winkelried“ und „Willhelm Tell“ reagierte. Das war für ihn das Reich der Mythen und Sagen, quasi Idiotenfutter, wie er sich nun ausdrückte. Doch es kam noch schlimmer. Die Öffentliche Demontage von Wahrheiten durch die Weltpresse, Wahrheiten, welche bei näherem Hinsehen bald nur noch Irrlehren, Widerspruchskonstruktionen und Machterhalte-Verordnungen aus Unterdrückungsabsicht waren, stand ihm noch bevor. Denn bald kamen die Sachen mit dem Nazi-Gold ans Licht, früher nur unter vorgehaltener Hand uniformiert sich zugeflüstert. Dann spülte eine Zeitung die Sache mit den Bankiers des Führers zutage, gefolgt von der Einsicht in die Tatsächlichkeit der Zurückweisung von vielen tausenden von Flüchtlingen an der Grenze als sicherer Rohstoff für den Holocaust, weil das Boot angeblich so voll war, während den hiesig Ansässigen durch den Verweis auf das hier entstandene rote Kreuz eine Maske anwuchs. Dazu gesellte sich bald noch die Angelegenheit mit den in den Oststaaten niedergelassenen Schweizer Bürgern, welche man zu Kriegszeiten an der Grenze unter Nichtbeachtung ihres Bürgerrechts wieder zurückschickte. Und dann die Sache mit den beiden SS-Regimentern, mit vollem Schweizerbestand, an der Ostfront, befehligt von Schweizer Obristen. Das war also ein eidgenössischer Beitrag an den Führer mit Scheitel rechts und Mittelschnauz, hier zulande gelobt als „rassig“, „schnittig“. Darob musste sich Hospi schämen, innerlich schämen, ganz fest, natürlich, damit es auch nützt. Denn er hatte entdeckt, dass es in seiner Verwandtschaft auch Nazis gegeben hatte. Richtige Nazis natürlich. Und zugleich Eidgenossen, natürlich. Und diese noch in den damaligen oberen Rängen, was hierzulande nach dem Krieg sehr bald vergessen war, denn man schimpft nicht gegen die eigenen Arbeitgeber – oder die Superreichen. Danach, mit etwas Verspätung, kam noch die Sache mit dem Bankgeheimnis in die Weltpresse, das die

Schweizer Bürger vor dem Steuerzugriff ihres eigenen Staates schützt, dessen Souverän sie sind, und auch die Bürger anderer Staaten vor dem Steuerzugriff dieser anderen Staaten auf deren hinterzogene und-oder durch Betrug entgangene Steuer – sehr-sehr ungeheuer! Das war für Hospi ja wirklich nicht echte Anstiftung zum Steuerbetrug. Nein, denn das war institutionalisierter Steuerbetrug.

Hospi hatte früh sein vorläufiges Weltbild gezimmert. Er, vernunftbegabt der geistigen Unterdrückung entronnen, sah neben sich die zurückgebliebenen Klassenkameraden, ja sah geradezu von seiner durch eigene Anstrengung mittels Nutzung seines Verstandes erklommenen neuen Höhe mitleidvoll auf die Kameraden herab. Sie würden es nie schaffen aus ihrem infolge Denkanst der selbstgesponnenen Gefängnis auszubrechen. Zwischen ihnen und ihm war keine Brücke mehr möglich. Höchstens ein Herablassen, ein sich als Schauspieler in die alte Rolle Einfügen. Ausserhalb dieser Rolle gab es keine Kommunikation mehr, solange sein Verstand sein Besitz bleibt. Er nannte seine Kameraden und alle, welche den Ausbruch aus der Unmündigkeit dieser Untertanenmentalität im Denken bezüglich blind geglaubten Vorschriften und Regeln nicht schafften, „CH-Junker“; in Anlehnung an die ostpreussischen Junker im bismarckhaften Sinne, wie er es ausdrückte, deren reaktionärem Gehabe und deren sozialer Fortschrittsblindheit er eine grosse Mitschuld an der missglückten Gründung des deutschen Kaiserreichs und als Folge den beiden Weltkriegen zuschob. Dies nicht zu Unrecht, wie man heute meint. Und auf solche CH-Junker hatte er es in seinem giftigen Spott fortan abgesehen. Diese waren im Spiel von Hungerbühlers Eidgenossen stecken geblieben. Sie spielten das Spiel jetzt in diversen Parteien. Da waren sie jemand. Und sonst waren sie nichts. Sie trugen diese Mentalität in prägender Weise vor allem in die Rechtsparteien: Die „Gut und Boden-Mentalität“, das bäuerliche Verhaftet-Sein. Deren Meinung, dass sie, die CH-Junker, alleine die Demokratie verkörpern, war für Hospi unübersehbar geworden. Deren Triaden gegen diejenigen, welche in Hospis Augen auf ehrliche Weise den grössten Anteil am Wohlstand erschufen, durch eigene geleistete Arbeit, nicht durch Betrug, eckten bei Hospi an.

In der Folge hegte Hospi einen grossen Groll gegen diese CH-Junker, wenn sie die für den zweiten Weltkrieg wohlgeschaffene grosse Schweizer Armee verteidigten - obwohl Hospi inzwischen Offizier geworden war, „Offizier mit Verstand“, wie er sich auszudrücken pflegte. Diese Arme war mit sechshunderttausend Wehrpflichtigen mitten im Frieden eine der grössten auf Erden, noch grösser aber in ihrer Sinnlosigkeit. Für ihn war sie eine Spielzeugwaffenarmee, ohne viel hoch entwickelte Technik und ohne viel Motivation, denn es fehlte ihr das Feindbild. Vielmehr hatten der wirtschaftliche Konkurrenzkampf und die damit verbundene Entsolidarisierung dafür gesorgt, dass ein grosser Teil der Wehrpflichtigen den Feind neuerdings im Innern, in der Konkurrenz, ja in der Armee selbst sah. Und obendrein gab der Bund auch noch mehr Geld aus für die aus CH-Junkern bestehenden Bauern als für diese Sechshunderttausendmann-Armee. Das nahm dem Spott jede Massbeschränkung, denn Nichtbauern mussten für ihr Einkommen arbeiten und konnten auch entlassen werden, ihr Hab und Gut der Enteignung ausgesetzt, subventionslos, während der Bund die Bauern subventionierte und damit ihnen ihren Millionenbesitz schützte. Darin zeigte sich für Hospi die typische ch-junkerische Auffassung von Rechtsgleichheit. Und zudem: Die übergrosse Mehrheit der heutigen Schweizer seien Mieter, so las man in den Statistiken. Mieter galten früher als Saupack, denn sie hatten kein eigenes Land zu verteidigen. So wie auch Leute als Saupack gegolten haben, welche ausserehelich Kinder zeugten, denn diese fielen dann der

Allgemeinheit zur Last. Die Gemeinden mussten für sie zahlen. Meistens weigerten die Gemeinden sich dann, womit die Tragödie ihren Lauf nahm. Jedenfalls glaubte Hospi sehr genau zu wissen, wieso man heute die Armee ablehnte, aussereheliche Kinder aber durchaus Mode geworden waren. Aussereheliche Kinder sind heute eben nicht mehr gratis zu haben. Und wer will schon ein Land verteidigen, wenn sogar die eigene Behausung, nicht nur das restliche Land, einem unbekanntem Überschweizer gehört, mit dem man nichts gemeinsam am Hut hat? Was man nicht kennt, das liegt dem eigenen Herzen fremd. Hospi musste dabei ständig an seinen Grossvater denken. Dieser hatte bei längeren Schlechtwetterperioden immer wieder behauptet, die Russen seien am schlechten Wetter schuld. Ja, die Russen, die hätten sicher wieder etwas erfunden, um in Westeuropa das Wetter schlecht zu machen und damit die Ernten zu zerstören. Vermutlich hatte der Alte in der Zeitung etwas über die Umleitung russischer Flüsse gelesen. Ganz sicher jedoch wurden den Russen damals nach dem zweiten Weltkrieg von den Medien die Rolle des Feindes zugewiesen, der Feind unserer Sechshunderttausend-Mann-Armee und damit auch der ganzen Verwandtschaft eines jeden Wehrpflichtigen. Dieses Potential an Feindbildgläubigen war damals vorzeigewürdig, mindestens im eigenen Land - und nicht nur dort! Mit den Alliierten verhielt es sich ein wenig anders, denn viele hier hatten Verwandte in Amerika. Die Nachkommen der Auswanderer des neunzehnten und des frühen zwanzigsten Jahrhunderts bis weit nach dem Krieg. Nur wenige hier hatten Verwandte in Russland. Falls ja, dann gehörten diese Wenigen in den Köpfen zur Oberschicht, zu den Gross-Arbeitgebern, also zu Leuten, welche sich mit den Gewöhnlichen selten an den gleichen Tisch setzten. Das waren Leute, die nur in noblen Restaurants anzutreffen waren, welche aufzusuchen die Gewöhnlichen nicht das Geld hatten. Leute, die die grossen amerikanischen Autos fuhren. Männer, die die Erst-August-Reden hielten und die man in den Nationalrat wählte, damit sie als Arbeitgeber dort ihre Aufträge untereinander verteilten. So hatte es Hospi von seinen Schulkameraden gehört. Nur glauben konnte er dies nicht so recht, denn er wusste, dass auch reiche Leute meistens einmal für ihr Geld ehrenvoll gearbeitet hatten. Reich wird man, so dachte Hospi, nicht zwingend durch klauen, prahlen oder prassen, sondern indem man weniger Geld ausgibt als die Neider, die alles gleich rauswerfen. Wie die Maus, die im Herbst heimlich für den Winter sammelt.

So pflegte Hospi bei jeder Gelegenheit seine Mustergeschichten über die Armee von sich zu geben, dies obwohl in Hospis grosser und enger Verwandtschaft eine stattliche Anzahl von CH-Junkern vertreten waren. Ausserdem auch Offiziere und sogar einige Generäle in älteren Zeiten. Er war eben durch seine Erfahrungen der Armee überdrüssig geworden. Diese sei wohl gross, jedoch total unfähig, hingegen unanständig teuer, so erzählte er. Bei einem Einsatz stünde heute am Ende der General alleine da, das behauptete er, den der Rest sei schon bald desertiert. Mit diesem Reich könne sich ja niemand mehr identifizieren, tschau Clausewitz! Und der General sei sowieso immer einer andern Macht hörig, etwa verschwägert mit dem Kaiserhaus. Schliesslich musste ja von jemandem sein Aufstieg bezahlt werden. Von jemand Mächtigem. Dann die Jahrtausendschande: Die Armee habe sich im zweiten grossen Krieg ins Reduit zurückgezogen, um dort die Führungsmannschaft und nicht draussen das Volk zu schützen. Sie sei nur dreimal wirklich mit einem Schiessbefehl mit Todesfolgen eingesetzt worden, was man „Ordnungsdienst“ genannt hatte: Achtzehnhundertfünfundsiebzig anlässlich eines Streiks, neunzehnhundertachtzehn anlässlich des Generalstreiks und neunzehnhundertzweiunddreissig anlässlich einer Demonstration. Hat man damals etwa nie in eine Menge von Wehrlosen und Verzweifelten geschossen! Als Mörder habe man sie eingesetzt, so behaupten heute

viele! Und so dumm waren die die es taten, dass sie darauf noch stolz waren! Man schoss also gegen die eigene Bevölkerung, nicht etwa gegen einen äusseren Feind. Er selbst müsse sich darob schämen, so dachte er, wiederum wegen der etwaigen Mitschuld eines seiner Verwandten in dieser Sache. Und dann habe man die Schiesspotenz der Armee ein wenig als Alibi im zweiten Weltkrieg nochmals eingesetzt, als man ab und zu ein Flugzeug heruntergeholt oder so genannte eigene Bürger als Landesverräter erschossen habe. So sei ein getroffener Bomber sogar neben Hospis Wohnhaus notgelandet. Hospi ist zwar nach dem Krieg geboren, kann es also nicht selbst gesehen haben, doch besitzt er von der Sache ein Foto, das keine Zweifel übrig lässt. Und der amerikanische Pilot sei anschliessend davongerannt, weil er eben geglaubt habe, er sei jetzt im Gebiet der Nazis. Nicht gerade viel Unrecht hatte er, denn Dialekt und Intonation klingen hier zum Verwechseln ähnlich. Überhaupt seien die CH-Junker während dem Krieg drüben an höchsten Stellen ein- und ausgegangen. Er besitze als Beweis schliesslich immer noch den Arier-Nachweis seines CH-Onkels, welcher während dem Krieg draussen an Geheimwaffen mitgearbeitet habe und höchst vermutlich mutmasslich am Unfall von Hospis Grossvaters schuld gewesen sei, welcher eines schönen Morgens von einer Terrasse aus draussen vor die Haustür aus zirka vier Meter Höhe auf den Kopf fiel. Tot. Niemand sah es. Denn er hätte Flüchtlinge über den Rhein geholt, Juden. Der Onkel hatte Angst um seinen Job und vermutlich auch um sein Leben. Doch Hospi hatte jetzt einen Bekannten, welcher mit den Kindern dieser Juden die Schule besucht hatte. Diese Kinder seien sehr intelligent gewesen. Und sie hätten dem Bekannten alles aus der Sicht der Beteiligten erzählt, wie es geschehen war. Dann, lange nach dem zweiten Weltkrieg noch, habe man, erst während des kalten Krieges neutral, dann mitten in den Frieden hinein für Weiss-Nicht-Wen, etwa dreissigtausend Punker gebaut, ja dreissigtausend, das verwünschte Reduit damit also noch ausgebaut und auch Festungen modernisiert, nachdem deren Schliessung längst beschlossen war. Dabei hätte man das Geld für Altersheime benötigt. Das als Verbrechen abzuurteilen sei aber deshalb schwierig, weil so vieles dabei unter den Label „vertraulich“, „streng vertraulich“, „geheim“ etc. abgewickelt worden sei.

So also verhielt es sich mit den CH-Junkern. Sie waren neutral gegen ihre Bevorzugten. Speziell Hospis Verwandte. Und sie bauten und lieferten während dem Krieg Zeitzünder für die Bomben des Führers, während man andererseits CH-Einwohner niedrigen Ranges wegen der Lieferungen, etwa einer Handgranate, damals den Prozess gemacht hatte, sie zum Tode verurteilte - und erschoss. Diese Wahrheit hob sich auf schreckliche Weise ab vom lulligen Neutralitätssingsang politischer Exponenten vermindelter Intelligenz an Zuhörer mit noch minderer Intelligenz. Wie konnte so etwas nur geschehen? Waren die CH-Junker alle Schwejks, welche bei jeder Schweinerei aus Angst nur wegschauten und danach sich aus Angst darauf festlegten, es sei nichts geschehen? War die Dummheit der CH-Junker doch grösser als angenommen? Stand ihnen das eigene Ansehen höher als die Verpflichtung zur Wahrheit? Hatten die kein Gewissen? Opferten die ihre Brüder für einige Silberlinge?

So beschloss Hospi eines Tages, mal wieder etwas unverlogene Luft zu schnuppern. Das könnte ihm durch einen Besuch bei den Gegnern der Eidgenossen gelingen, so dachte er. Diesmal nicht bei den Habsburgern, denn jene waren auch hiesige. Dazu hätte er in der Schweiz bleiben müssen, bei Brugg, in Brugg, auf der Insel in Rheinfelden, in der Rittergasse in Basel und so fort. Und dort hätte er keine unverlogenen Luft atmen können, denn das war ja mitten in der Schweiz. So fuhr er

nach Dijon im heute noch so benannten Burgunderland, früher dagegen eher als Südburgund bekannt. Aus kulturellem Interesse besuchte er dort die Kathedrale. Denn diese musste heute noch den Unterschied zur Schweiz am offensichtlichsten zeigen. Kathedralen sind geballte Ladungen an Kunst und Kultur. Zu Ehren Gottes hatte man damals den allergrössten Aufwand getrieben. Und jener Aufwand war weitgehend von Kriegen verschont geblieben, darin eingeschlossen „verschont vor den Eidgenossen“ also, denn sonst hätten es diese Landsknechte mit einem ihrer wesentlichsten Arbeitgeber zu tun bekommen, mit dem Papst nämlich. Und das wäre dann über den Geldbeutel gegangen, wäre also im für die Eidgenossen wesentlichsten Punkte, wesentlich für einen Teil eben dieser Eidgenossen, nicht so lustig gewesen. So gibt es die Kathedrale zu Dijon noch, während viele Dinge aus den Hofschatztruhen des kühnen Burgunderherzogs Karl heute zum Bestand des Burgunderschatzes in CH-Bern gehört, eine Sammlung ehemaliger Kriegsbeutenstücke, welche nicht, angestiftet durch die Bauern, auf deren Äckern dem Verderben ausgeliefert worden sind.

Hospi betrat die Kathedrale durch den Hintereingang. Dann wandte er sich nach links, um die Kunstschatze an der Wand zu betrachten. Dort hingen einige Tafeln, welche sein Interesse auf sich zogen. Komisch, so dachte er – denn Hospi stand jetzt vor einer Tafel, welche keineswegs den Eindruck von mittelalterlich renaissance-haft oder barock machte. Was war das hier vor ihm an der Wand? Wohl sah man da eine durchaus mittelalterliche Stadt. Vermutlich Dijon, bedroht vom Norden her, wie Hospi zu erkennen glaubte, von einem riesigen, überdimensionierten, angriffslustigen Hahn. Ein richtig riesiger, kräftiger Gockel. Eine Votivtafel etwa? Und was stand dort an der Wand daneben geschrieben? – „Prière contre les Nazis et les Suisses“ – Was? Ein Gebet gegen die Nazi und die Schweizer, im selben Satz, im gleichen Topf? Das muss nach dem zweiten Weltkrieg angebracht worden sein. Und erst noch in einer Kirche als Gebetsaufforderung! Gebet, nicht Fluch gegen die Schweizer! Der Stifter meint die Eidgenossen. Er betet gegen sie: Sie gemeinsam mit den Marionetten des Führers! – Hospi war zwar längst nicht mehr so naiv, dass er an Lügen und Mythen wortwörtlich zu glauben gewillt war, doch diese Inschrift wurde selbst für ihn als Zweifler zu viel. War er doch in der Eidgenossenschaft von Eidgenossen nicht in grosser Not und manchmal, jeden zweiten Sonntag vielleicht auch liebevoll, aufgezogen worden. Man hat ihn dort genährt, ihn gross werden lassen. Man hätte ihn ja schliesslich auch klein halten, ja köpfen können, ja sogar abtreiben hätte man ihn können! Und nun stand er hier, frei gelassen aus der eidgenössischen Freiheit ins Ausland über die Grenze gereist – und musste sich das mit ansehen, zusammen wohl mit Gott und dem Schutzengel, welche dies ja auch sehen mussten. Ja, das hatte er nicht erwartet. Eher hätte er geglaubt, dass eine eidgenössische Rechtspartei jetzt das Bankgeheimnis abgeschafft hätte. Doch dies da, nein, das hätte er nie zu glauben gewagt. Und dazu noch mitten im heutigen Burgund. - Und?

So schämte sich Hospi vor sich, vor Gott und vor seinem, Hospis Schutzengel. Ja, so dachte er: Wo Kultur ist, wo Sonne ist, da findet sich mit der Anwesenheit eines Betrachters auch Schatten ein. Mindestens der eigenen Schatten des Betrachters zieht immer mit. Oder die Schatten der eigenen Angehörigen des Betrachters, also der Schatten der Sippe. Da begann Hospi zu fluchen, hier und jetzt. Mitten in der Kirche im Burgund begann er laut zu fluchen: Über seine Lippen über seine Sippe zu fluchen, seine Sippe zu verfluchen. So wurde der Fluch hier zu seinem Gegenüber, zu seinem Begleiter. Seine Begegnung mit dem noch grösseren Schatten seiner

vorangegangenen Begegnungen. Um diese, alle diese zu überwinden, so sagt er sich, muss er selbst eine noch grössere Sonne suchen, muss er selbst zur noch grösseren Sonne werden, muss er alles überstrahlen. Dieser Entschluss war sein erster Schritt auf seinem Weg hinaus aus der Selbstverständlichkeit der Untätigkeit, abgebildet im ans selbst gewählte Ende gekommenen Denken.

Er ertrug es nicht mehr: Die neu entstandene Ohnmacht des eigenen Staates mit ansehen zu müssen, zu dessen Verantwortung tragendem Souverän er selbst auch gehörte, dessen ganzer Reichtum sich hingegen wesentlich auf das Unglück der anderen gestützt hatte. Dieses unerträgliche, seine Seele schmerzende, fast unendliche unehrliche Doppelspiel des Staates wie auch seiner Verwandten: Dabei sein zu wollen, Anteil haben, und zugleich nicht dabei sein zu wollen! Dabei nur bei den Vorteilen, nicht dabei bei den Nachteilen. Dieses stillschweigend hingegenommene neue Hinterhofdasein, dieses nicht wahrgenommene Zwergdasein! Diese ewige Ablehnung der Einsicht in die neue Realität. Dieses absichtliche Verpassen des rechtzeitigen Aufsprungs auf den Zug in eine würdige Zukunft infolge eigenwilligen Festhaltens an mittelalterlichen Strukturen, Denkgewohnheiten und Vorstellungen über die kopflos gut-gesprochene existierende Gesellschaftsform. Das riss eine Wunde in seine Seele. Dieser kindliche Wunderglaube, dass wenn die alte Technik nicht mehr taugte, dann automatisch immer gerade zur richtigen Zeit eine neue zur Hand sei, dass Gesundheit und Wohlstand damit gesichert sei, weil das vorher während einigen Generationen so war. Diese gigantische schwächliche Borniertheit der Bevölkerung, mit der ihn das Schicksal verbunden hatte. Das offenbarte ihm die Dummheit der staatstragenden Masse. Dieser Bevölkerung könnte er zwar durch Auswanderung enttrinnen, jedoch dem Schicksal nicht. Denn jenes stand schon immer über den Göttern. Es blieb ihm nur, seine eigenen Halb-gott-Wahnvorstellungen der Versöhnung mit dem Schicksal unterzuordnen. Es bleibt ihm das Schicksal zu bitten, doch mit ihm weiterhin Erbarmen zu haben, sich mit ihm zu versöhnen. Es bleibt ihm, nicht durch üble Taten neue Probleme zu erschaffen, die ihm das Schicksal nie vergessen würde. Klug, mutig, und dem eigenen Gotte ergeben sein, die Hoffnung nie verlieren, wie das Odysseus lehrt. Ja: Der Hochmut kam immer schon vor dem Fall. Und darüber, ob das Schicksal über seinem Gotte, unter seinem Gotte oder mit diesem identisch sei, darüber mochte er nicht rätseln, da er sich der Nichtigkeit seines Verstandes bewusst war. Tatsache war ihm, dass das Schicksal Erfahrungstatsache war. Darin traf er sich mit Sokrates.

Mit solchen Gedanken rennt er jetzt neu immer wieder raus: Raus aus seinem Zorn, seinem Fluchen, seinem inneren Gram, seinem Graus. Und wenn er nicht mehr dort anzutreffen ist, findet man ihn vermutlich schon wieder zuhause, von wo er seinen Weg weiter schreitet, damit weiter seine Weite sich weitet. Raus aus der Enge, oh da ich immer nur penne. So spricht er gerne.

Nun wollte Hospi all das vergessen was so schlimm für ihn gewesen war. Damit wäre seine Seele davon nicht mehr besessen. Nimmer und wäre frei - frei von jeder älteren Schweinerei. Vielleicht auch von neuen, so neu sie wie die Hunde erscheinen beim Streunen.